Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952
1951

42 (20.10.1951) Heimatbeilage zum Wochendende

Visual Library

Zwischen Rhein und Schwarzwald

Heimatbeilage zum Wochenende

2. JAHRGANG — 20. Oktober 1951 — Nummer 42

Die Renchtäler Reiterprozession

Zum Wendelinusfest am 20. Oktober / Von Karl May

Die Bauern des Renchtales in ihren schwarzen, kurzen Jacken und roten Westen, auf dem Kopf den runden Hut, sind die markanten Erscheinungen des Wendelinusfestes.

Am 20. Oktober gedenkt man des Patrons der Hirten und Herden, St. Wendelins. Aus königlichem Geschlecht, aus Schottland stammend, hielt er sich später in Frankreich und in der Gegend von Trier auf. Vor 1300 Jahren schied er von dieser Erde; im Umkreis der Grabeskirche entstand die bekannte Stadt St. Wendel.

Der Schutzpatron der Hirten und Herden wird in Deutschland und Frankreich beim Landvolk gleichermaßen verehrt. Ueberall wird er geschätzt, überall erheben sich Bildstöcke, Kirchen und Kapellen, die seinen Namen tragen. Beim Lindenbauernhof an der Straße nach Halbmeil steht ein Bildstock aus dem Jahre 1808, der dem Heiligen geweiht ist. Sehr schön ist die Wendelinuskapelle bei Weisenbach im Murgtal, bis 1779 Pfarrkirche, heute Friedhofskapelle. Die Pfarrkirchen von Ringelbach und Stadelhofen haben St. Wendelin als Schutzpatron.

Weithin bekannt ist die Wallfahrtskapelle St. Wendel bei Herztal. Es ist schlechtweg die Wendelinuswallfahrt für das ganze Renchtal und die nähere und weitere Umgebung. Hierher pilgert das gläubige Volk, um dem Heiligen alle Nöte zu klagen, um ihm all seine Anliegen und Wünsche vorzutragen.

Herztal selbst wird im Jahre 1346 erstmals in einer Urkunde als „Hetzelis-Tal" erwähnt. Spätere Urkunden sprechen von Hetzlins- und Heetztal. 1814 schrieb ein bekannter Chronist darüber: „Es zählt mit den dazu gehörigen Zinken 279 Seelen und gehört zur Pfarrei Nußbach . . . Die Gegend erzeugt vortrefflichen Wein und Obst von bester Gattung. Auf dem Berge, am Ende des Tales, befindet sich eine schöne Wallfahrtskirche zum hl. Wendelin, Abt zu Tollei, die stark besucht wird."

Ueber das Alter der Kapelle ist nicht leicht zu urteilen. Ob sie 1307 schon bestand, ist mehr als fraglich. Im allgemeinen datiert die Wendelinus-Verehrung aus dem 18. Jahrhundert. Die jetzige Kapelle ward 1757 errichtet, kann also in Bälde ihr 200jähriges Jubiläum feiern.

Jedenfalls begrüßt der Freund echten, gesunden Volkstums gerne die Sitte des Wendelinusrittes, die Nußbacher- oder Renchtäler-Reiterprozession, welche dieses Jahr am 21. Oktober durchgeführt wird. Da traben die Landwirte mit ihren Pferden durch die Fluren, da wird gesungen und gebetet, da stellt man sich ganz, Tier und Mensch, unter den Schutz des Allmächtigen.

Um die Kapelle hat auch die Sage ihren Schleier gewoben. Ein bekannter Heimatforscher hat sie uns aufgeschrieben: „Die

An der Kapelle des St. Wendelin findet der Festgottesdienst statt. Aufnahmen: A. Tölle.

Alte Kastanien als Naturdenkmale

Die Edelkastanie gehört in der Ortenau zu den charakteristischsten Baumgestalten. Da und dort trifft man auf prachtvolle, mächtige Stämme. So im Prinzbacher Tal, und vor allem im obersten Sondersbach. Die stattlichste Kastanie am steilen Hang beim Mooshof hat einen Umfang von fast fünf Meter. Freilich zeigen gerade die Kastanien im Sondersbach, die im Denkmalschutzbuch des Kreises Offenburg eingetragen sind, unvermeidliche Alterserscheinungen. Erfreulicherweise hat das Forstamt Gengenbach in Verbindung mit der Naturschutzbehörde beim Landratsamt Maßnahmen in die Wege geleitet, nach Möglichkeit die schönen eindrucksvollen Bäume vor weiterem Zerfall zu schützen. Darüber soll gelegentlich einmal im „Offenburger Tagblatt" die Rede sein. Heute mag von der Bedeutung der Edelkastanie in der Welt der Bäume gesprochen werden.

Castanea sativa (oder auch vesca) gehört zu den Buchengewächsen, den Fagaceen, einer Familie, zu der neben Buche und Edelkastanie auch die Eiche zählt. Aus dem Wort Kastanie, althochdeutsch chestinna, dem griechischen Castanea nachgebildet, wurde bei uns das behagliche „Kesten". Beheimatet ist der Baum wohl, ohne daß man es freilich genau weiß, in Kleinasien. Griechische und römische Schriftsteller berichten, daß wohlschmeckende Kastaniensorten etwa im 5. Jahrhundert vor Christi Geburt aus Kleinasien nach Griechenland und von hier über Süditalien nach Spanien gekommen seien. Es fehlt aber auch nicht an Auffassungen, denen zufolge die Kastanie in Italien ursprünglich, d. h. vor der Einführung aus Kleinasien, daheim gewesen sei. Genau wie heute, trieb man auch im Altertum Niederwaldwirtschaft mit der Kastanie und verwendete ihr Holz in erster Linie zu Rebstecken. Im berühmten „Captiulare" Karls des Großen wird die Kastanie erwähnt. Die heilige Hildegard von Bingen (etwa 1150 n. Chr.) erwähnt in ihrer „Physica" einen Sud aus Blättern und Rinde der Kastanie, der sich gegen die Viehseuche „schelmo" gut verwenden lasse. Auch Albertus Magnus (1193—1280) und Conrad von Megenberg (1309 bis 1374) empfehlen den Anbau der Kastanie.

Man darf die Edelkastanie kecklich als den schönsten und stattlichsten unserer Laubbäume bezeichnen. Dort, wo er, was in der Ortenau häufig der Fall ist, in Mischwälder sich einfügt, über die scharfgesägten Blätter im Gewoge des Laubes hohen Reiz aus. Der Bienenzüchter schätzt den Baum zur Blütezeit, die erst verhältnismäßig spät im Sommer beginnt. Das weiße bis hellbraune, feinfaserige, dauerhafte Holz eignet sich zur Verwendung, wo es Luft- und Bodenfeuchtigkeit Widerstand leisten muß. Deshalb wird es ja auch zu Rebstecken benützt. In Frankreich dient es auch zur Herstellung von Faßdauben, ja sogar für Stallböden und als Schwellenholz. Auch als Schiffbauholz hat es früher eine Rolle gespielt. Und Schlosser und Schmiede bevorzugten ehedem Holzkohle der Kastanie. Die Früchte, wohlschmeckend und stärkereich, bedürfen kaum einer besonderen Anpreisung. Wer liebte nicht die köstlichen Maronen! Enthalten sind in den Samen 39 v. H. Wasser, 3,8 v. H. stickstoffhaltige Substanzen, 2,49 v. H. Fett, 47,71 v. H. Stärke, 8,09 v. H. Faser- und 2,09 v. H. Mineralstoffe. Die Stacheln der Cupula der Hülle, in der sich die Früchte bergen, dienen zu deren Schutz. Der Pflanzenfreund und Pflanzenkenner Goethe hat der Kastanie im west-östlichen Diwan ein wundervolles Lied gewidmet:

An vollen Büschelzweigen,
Geliebte, sieh nur hin!
Laß Dir die Früchte zeigen,
Umschalet stachlig-grün.

Sie hängen längst geballet,
Still, unbekannt mit sich;
Ein Ast, der schaukelnd wallet,
Wiegt sie geduldiglich.

Doch immer reift von innen
Und schwillt der braune Kern,
Er möchte Luft gewinnen
Und seh' die Sonne gern.

Die Schale platzt, und nieder
Macht er sich freudig los;
So fallen meine Lieder
Gehäuft in Deinen Schoß.

Auch wenn einmal ein später Herbst uns die Fülle der schmackhaften Kastanien schuldig bleibt, die wir unseren Bäumen in guten Jahren zu danken haben, soll das unsere Zuneigung zu diesen nicht schmälern. Freuen wir uns, daß es gerade in unserer Landschaft Kastanienbäume gibt, die seltene Naturdenkmale darstellen.

O. E. S.

Dr. H. A. Tiest:

Auf der Spur der Hüterbuben

Die Zeit der Weide geht zu Ende, die Zeit des warmen Stalls beginnt. Ob die Kühe eine Erinnerung an die grünen Nährgründe mit sich nehmen, die hügelauf hügelab um sie herum gewesen sind, wer kann das wissen; bestimmt aber werden die Hüterbuben und -mädel, die jetzt die Herden heimtreiben, noch manchmal daran zurückdenken, und im Schein des Küchenfeuers wird vor ihren Augen eine der zaubergründigen Weidestunden aufleuchten. Gestern bin ich auf der Landstraße dem Jackl begegnet, den sie den frechsten Lausert des Dorfes nennen; statt den Gruß zu geben wie sonst, stieß er einen splitterklirrenden Jodler aus. Aber daß dies alles nur Schein und Vorwand ist, das weiß ich, seit ich draußen am Waldhang ein Stück Innenleben von ihm entdeckt habe. Er freilich weiß nicht, daß ich weiß; und so ist alles gut zwischen uns.

Was ich eigentlich gesucht habe? Ich bin den Wald entlang gestrichen, um die letzten Egerlinge einzuheimsen, die feisten weißen Mönchskappen und die Horden Hallimasch. Da bin ich plötzlich mit dem Fuß an Jackls Traumreich gestoßen. Zwischen den silbrigen Wurzelsträngen einer Buche breitete sich ein Zwergengehöft. Ein Haus war da, das Dach mit kleinen Steinchen belegt und nach der Wetterseite tüchtig heruntergezogen; hinter dem Haus hüpften Moospolster bergan, und auf einem der Polster saß eine ungefüg geschnitzte Holzfigur, deren Röckchen mit Oelkreide rot und weiß bemalt war. Wenn ich mich recht entsinne, trägt in der ganzen Gegend solch ein rotweißes Röckchen nur die blonde zwölfjährige Else aus Pommerland, das Flüchtlingskind. Ja, und vor dem Haus schlängelte sich ein sauberer Kiesweg an einer Tränke vorbei zu einem Wunderwerk von Zaun hinunter. An diesen Zaun bin ich mit meiner groben Stiefelspitze gestoßen, und das hat mir leid getan, wenngleich unter den Oktoberschauern und später unterm Schnee nicht viel von der Herrlichkeit übrigbleiben wird.

So findet man dies und jenes auf der Spur der Hüterbuben. Neulich bin ich an einen Steinhaufen geraten, eine genau gebaute Pyramide im braunen Teppichgrund der Kiefernadeln. Das braucht nichts Besonderes zu sein, und doch war's was Besonderes. Ich trug die oberen Steine behutsam ab; denn ich hatte schon meinen Verdacht. Und richtig kam darunter der kleine tote Igel zum Vorschein, den ich am Tage zuvor dort hatte liegen sehen. Ich habe die Pyramide sorgfältig wieder bis zur Spitze hochgebaut. Ein andrer Bub, dem ein Wässerchen zu Hilfe kam, ist ein Brückenbauer geworden; er hatte Pfeiler aus dürren Dachsen gesetzt und dazwischen Bogen aus Haselgerten gespannt; darunter rann der Bach wie ein Stück lebendig gewordener Geographie.

Mehr als dies alles aber hat mich ein Gebilde gerührt, das nicht größer war als ein Fuß im Geviert. Es war ein kleiner Hügel aus Moos, ein zartes Kreuz dabei aus Birkenzweigen, und um das Kreuz war ein Kranz gehängt; er war aus den letzten Wiesenblumen geflochten. Aber das hat kein Bub gemacht, sondern ein Mädel, dessen großer Bruder im Krieg geblieben ist. Ich wollte am nächsten Tage gehen und das kleine Herzensdenkmal fotografieren; aber als ich hinkam, war es zertreten. Es war ja nicht größer als ein Fuß gewesen, und solch ein Fuß war darüber hingegangen.

Hans Reetz:

In des Kellermeisters Reich

Du steigst hinab in die Tiefe des Kellers über die von Generationen ausgetretenen Stufen. Dort ist das „Bett" des Weines. Dort stehen die oft Jahrhunderte alten Fässer, verziert mit dem Schnitzwerk kunstsinniger Küfer-Schnitzer. Für den Kenner ist auch dieser Ort unter der Erde „Lage" Schicksal des Weines. Sonne und Keller heißen seine Eltern; gleißendes Tagesgestirn und kühle Nacht. Offenbart sich nicht an dieser Zweiheit sein Wesen, das Höhen und Tiefen umfaßt?

Deine Schritte hallen an den Quadern und Basalten wider und dein Auge mißt den großen, würdigen Schwung der Fässerovale. Alles ist hier vom Wein der Jahrhunderte überschwemmt, durchtränkt, genährt. Der Geist des Weines nimmt bereits von dir Besitz, ehe du auch nur einen Tropfen getrunken hast. Irgendwo unterm Gewölbe, halb Fels, halb Mauerung, lädt dich eine eichene Bank ans Faß, das hier Schenke und Tisch zugleich ist. Dorthin reicht dir der Kellermeister mit der weinüberfluteten Rechten den Trank, den er selber im großen Schwenkglas verkostet. Es ist wie eine Zeremonie, als er das Glas einige Male in Bewegung bringt und mit witternden Nasenflügeln den Duft aufnimmt. Dann schlürft er ihn kostend, Geist und Säure, Art und Namen bestimmend.

Es gibt Dinge, die erst der Betrachtung des Alters zugänglich sind. Dazu gehört auch der Wein. Und eines Tages kommt man doch dahinter, daß der Rausch eben nicht zuerst vom Alkoholgehalt erzeugt sein sollte, sondern vom Duft und der Würze. Er ist der Glückszustand, da der Geist des Menschen sich mit der Erde vermählt.

Wir treten aus der Tiefe des Kellers wieder heraus unter den Glanz der Sonne und sind ganz innerlich und besinnlich verwirrt. Die Helle brennt uns in den Augen. Es flimmert lange nach. Der Geschmack aber bleibt noch lange beständig, der Geschmack des Weines und der Erde.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK — Baden-Württemberg

Wendelinuskapelle bei Nußbach stand früher noch weiter vom Dorfe entfernt bei Herztal hinter dem sog. Erbsengarten, 262 Meter über dem Meer, da wo jetzt ein Bildstock errichtet ist. Damals wollte der Satan sie zertrümmern, zu welchem Zwecke er mit Hilfe anderer Teufel den größten der zwölf Steine auf seine Schulter lud und damit durch das große Rappenloch auf den Berg über der Kapelle ging. Dort begegnete er einem alten Männlein, dem er auf die Frage, was er vorhabe, antwortete: „Den Schweinestall da unten, worin ein paar alte Säue grunzen, will ich mit dem Felsen zusammenwerfen!" Dabei zeigte er auf die Kapelle, worin einige alte Weiber beteten. Das Männlein redete ihm zu, vorerst seine Last abzulegen und auszuruhen; allein er schlug es ab, weil er den Stein nicht mehr in die Höhe bringen könnte, bei dessen Aufladen ihm all seine Genossen hätten helfen müssen.

„Ich bin stärker als diese zusammen und kann ihn dir wieder aufhelfen", erwiderte das Männlein und bewog dadurch den Teufel, seine Bürde abzusetzen. Kaum war dies geschehen, entfernte sich das Männlein, welches wahrscheinlich St. Wendelinus selber war, und der Satan mußte den Felsen liegen und die Kapelle stehen lassen. Vor Wut biß er in den Stein, wobei seine Zähne, wie zuvor, als er ihn trug, seine Krallen und Schulterknochen sich eindrückten. Noch jetzt liegt der Fels, welcher der „Teufelsstein" heißt, auf dem Platze, und nachts treibt dort der Böse sein höllisches Wesen, wobei er manchmal unter Peitschenknall mit sechs Geißböcken fährt."

Kirchweih im Badnerland / Von Franz Josef Mayer

Wenn der Herbst ins Land zieht, die weite Landschaft sich in einem letzten, farbenfrohen Gewand zeigt, und weit und breit die Kartoffelfeuer auf den Aeckern lodern, freut sich oben auf dem Schwarzwald, im Kinzigtal, ja überall der Hirtenbub auf den nahenden Kirchweihtag. Längst schon sehnt er sich nach diesem, der für ihn eine besondere Bedeutung hat. An Kirchweih wird ihm nämlich der Lohn für seine Hirtendienste, die er dem Bauer geleistet hat, zuteil. Kirchweih ist sozusagen für ihn der feierliche Abschluß seines Hirtenlebens, denn nun kehrt er heim zu Eltern und Geschwister. Die Freude ist daher doppelt groß. Und daher schwingt er auch in den Tagen vor Kirchweih seine Peitsche viel kräftiger und wuchtiger, und ihr Klang vermischt sich mit jenem der Glocken der Viehherden. Dazwischen ertönt seine helle Stimme, hallt es hinunter ins Tal, daß es der Bauer und die Bäuerin hören müssen:

Wenns nu ball Kilbisamstig wär,
D'Küchlepfanne rammlig wär,
Der Schmutz in d'r Pfanne plumpe dhät
Und de Muetter nebeher gumpe dhät.

Nicht nur für die Hirtenjungen, nein, für das ganze Volk unseres Badnerlandes, natürlich vorweg für die Bauernjugend, ist Kirchweih ein Freudentag. Ein Tag, an dem sich auch das Gesinde, die Knechte und Mägde, freuen. In alter Zeit hätte der Bauer lieber alle anderen Festtage hergegeben, nur den Kirchweihtag nicht. Auch heute noch hat der Kirchweihtag mit seinem vielfältigen Brauchtum im Leben des Landvolkes seine Bedeutung.

Hit isch Kilbi, morn isch Kilbi
bis zum Mittwoch z'obe.
Wenn i zue d'r Lisbet kumm,
Sag i guete n'obe.
Guete n'obe Lisebet,
Sag mir auch wo d'Bettstatt stoot.
Hinterm Ofe an der Wand,
Küchli bache isch kai Schand.

Im Hochschwarzwald, in der Gegend um Bonndorf, begrüßt man auf diese Weise den Kirchweihtag, und in der Ortenau, im Kinzigtal, auf der Baar und am Bodensee, nicht anders oder nur mit dem Unterschied, daß die einzelnen Verse etwas anders lauten als jene von Bonndorf.

Die Kirchweih, ein Volksfest im wahrsten Sinne des Wortes, konnte einstmals nicht feierlich genug begangen werden. Damals dauerte das Fest nicht nur einen Tag, sondern Tage, ja sogar Wochen, und artete da und dort so stark aus, daß von Amtswegen dagegen eingeschritten werden mußte. So mußte auch auf der Baar und im Kinzigtal die Kirchweih durch eine fürstenbergische Kirchweihordnung geregelt werden, die im Jahre 1755 in Kraft trat und die tage- und wochenlangen Kirchweihlustbarkeiten bei Strafe verbot.

An Kirchweih, da kommt auf den Tisch, was Küche und Keller herzugeben vermögen. Heute noch wird auf den großen Höfen unseres Schwarzwaldes an diesem Tag ein besonderes Festessen bereitet. Hierzu holt der Bauer seine größten Schinken, die er noch im „Kämi" hat, herbei. Selbstverständlich fehlen in keinem Hause die Kirchweihküchle. Sie gehören unbedingt zum Kirchweihfest. Vor geraumer Zeit noch ließ es sich kein Bauer nehmen, seinem Gesinde nicht nur am Kirchweihsonntag, sondern auch am Montag, Dienstag und Mittwoch ein außergewöhnliches Essen zu geben. Darüber gibt es in der Schönwalder Gegend folgenden netten Kirchweihvers:

Hit isch Kilwi, morn isch Kilwi,
Daß mer's nit vergesse.
Welleweg git's hit z'Mittag
Ebbis b'sunders z'esse.
Hefe-Aepfel, gwellti Küachli
Man i heilos lide,
Doch am meiste bin i halt
Mit em Schunke z'fride.
Hit sich Kilwi, morn isch Kilwi
Wenn der Neu nur surret,
Wenn's d'r au am andere Tag
Eim im Mage gurret.
Tuat d'r uf d'r Zunge eim
So millionisch kreze,
Wurd d'r bi de meiste Lit
Wohl en Dampis setze.
Hit sich Kilwi, morn isch Kilwi
Bis em Zischtig z'Obe,
Wenn i zue meim Uschilli kum,
Sag 'em guate Obe.
Un no ge'n mer mitrnand
Z'uema Schöpple Neue
Singe, tanze un düenis
Recht am Lebe freue.

Der Kirchweihtanz ist für die Jugend eines der Hauptereignisse an diesem Tage. Meist wird dieses Vergnügen schon am Kirchweihsamstag eingeleitet, wie zum Beipiel in Tutschfelden bei Kenzingen, wenn der Herbst besonders gut ausgefallen ist. In Münzesheim bei Bretten wird die im Vorjahre vor dem Dorf begrabene „Kerwe" mit Musik abgeholt, dieweil die Burschen mit einer Flasche Wein bewaffnet, das Elternhaus ihrer Mädchen aufsuchen, um von den Eltern die Angebetete zum Kirchweihtanz zu erbitten. Wird der Bitte von seiten der Eltern entsprochen, wird die Flasche gemeinschaftlich getrunken. Anderswo kennt man den sogen. Burschenzug. Unter Vorantritt der Ortsmusik holen die Burschen ihre Mädchen im Elternhaus zum Kirchweihtanz ab. In Oberbergen am Kaiserstuhl holen sich die Burschen am Kirchweihmontag bei ihren Tänzerinnen die „Hängeletrauben", während die Tutschfelder „Maidli" auf dem Klaustag zu Kenzingen für ihre Tänzer einen Kilbikrom holen, für den sie an Neujahr eine große Brezel erhalten.

Im ganzen Land verbreitet ist an Kirchweih der Hammeltanz. Der Hammel wird herausgetanzt und anschließend gemeinschaftlich verzehrt. Von dem glücklichen Paar erhält der Tänzer das Fell und die Tänzerin den Kranz, mit dem der Hammel geschmückt war. In Schutterwald, und vor allem auf der Baar, kennt man an diesem Tage den Hahnentanz und den Heulichtertanz der Baaremer Roßhirten. Die Baaremer verstehen heute noch Kirchweih nach alter Sitte zu feiern.

Der Kirchweihmontag ist hier für die Jugend traditioneller Festtag, den sie sich nicht nehmen läßt. An diesem Tage wandert die Jugend nach dem historischen Städtchen Bräunlingen, um sich beim „Schätzelemarkt" mit anschließendem Tanz ein Stelldichein zu geben. Erst am Dienstag wird die Arbeit, nachdem man zuvor noch ordentlich „Nookilbi" gefeiert hat, wieder aufgenommen.

Vom fränkischen Unterland bis nach Lahr wird die Kirchweih begraben. In Büchig bei Karlsruhe schließt das Begräbnis mit einem „Kehrab", während man in Berolzheim der begrabenen „Kerwe" wehmütig nachruft:

O du gueti alti Kerwe
Ersch drei Toch olt un muscht scho sterbe.

Der Totenvogel

Erwacht bin ich aus Schlaf und Traum —
der Totenvogel ruft vom Baum.

„Kuwitt, Kuwitt", so gilft er grell,
„komm mit, komm mit", so hallt es hell.

Die Nacht ganz stumm, die Nacht tief still,
und nur der Kauz nicht schweigen will.

Er jammert jammert immerzu
und raubt den Schlaf mir, meine Ruh'.

Er gilft und gellt „kuwitt, kuwitt",
er schreit und schrillt „komm mit, komm mit",

Bis endlich dann der Tag ergraut,
ein wolkenloser Himmel blaut.

K. May

Auf Wildsuche in der Ortenau / Von Herbert Wendt

Noch vor Jahrzehnten haben Jäger aus aller Welt den nördlichen Schwarzwald aufgesucht. Erinnerungssteine an Hirsch- und Auerhahnjagden zeugen vom einstigen Wildreichtum unserer Heimat. Zwar sind die großen Räuber der Vorzeit, Bär, Luchs und Wolf seit vielen Generationen aus den Felsklüften und Tannendickichten verschwunden, der letzte Uhu starb vor fünfzig Jahren, Biber und Nerz haben die Moore um das Hornisgrindegebiet wie alle anderen deutschen Gewässer verlassen, und nur noch viele Orts- und Flurnamen in Baden deuten auf ihr einstiges Vorkommen hin. Dafür aber gab es bei uns bis zum letzten Krieg noch herrliche Rotwildbestände bei Unterstmatt, im Murgschifferwald und am Schliffkopf. Rehe bevölkerten die ganze Ortenau vom Schwarzwald bis zum Rhein. An mehreren Stellen wurde die Wildkatze gesehen. Der Auerhahn balzte in den Forsten und auf den Bergkuppen östlich der Höhenstraße. Fuchs, Dachs und Edelmarder streiften durch das Waldesdämmern. Im Hundsbachgebiet tummelten sich angesiedelte Muflons, jene schneckenhörigen Wildschafe von den Mittelmeerinseln, die sich bei uns besonders gut einbürgern lassen.

Es scheint, als sei von alledem nicht viel übriggeblieben. Leer kommen uns die Wälder vor, wenn wir sie heute durchwandern. Kein größeres Tier, keine Spur am Boden, keine Losung — nur hin und wieder ein Schild, das darauf hinweist, daß dieses oder jenes Revier für Jäger der Besatzungmacht reserviert ist. Dort mögen, wie wir annehmen, noch einige Rehe gedeihen, vielleicht auch ein Hirschrudel, ein einsamer Urhahn. Lediglich auf Wildschweine stoßen wir allerorten, selbst am hellichten Tage, und wir können den Aerger der Bauern und Winzer gut nachempfinden: Das einzige Wild, dessen Kurzhaltung unbedingt notwendig gewesen wäre, das furchtbarste und zugleich schädlichste unter unseren Waldtieren, dringt bis an den Rand der Ortschaften vor und läßt sich weder durch Lappen und Scheuchen noch durch gelegentliche Treibjagden bannen.

Wenn wir uns zur Wildsuche in die Ortenau aufmachen, dann erkennen wir nach und nach, daß unser erster Eindruck doch nicht ganz zutrifft. Noch sind die Tiere unserer Wälder nicht ausgestorben. Sie haben sich nur in entlegene Winkel zurückgezogen. Von vielbegangenen Pfaden aus ist freilich kein Hirsch mehr zu beobachten, kaum ein Reh. Wenn wir aber ins Waldesinnere eindringen, wenn wir es lernen, die Spuren in Nadelstreu und Kraut richtig zu entziffern, dann finden wir versteckte Plätze, auf denen uns das Abenteuer des Wildlebens wie einst überraschend entgegentritt.

Die verfilzten, dichten Auenwälder der Rheinebene sind solche Winkel. Wie große verwilderte Parks sehen sie zuweilen aus. Pappeln, Erlen, Ulmen und Flatterrüstern bilden weite Haine, in deren Hallen ein Dickicht aus Weißdorn, Schneeball und Heckenrosen wuchert. Hyazinthen und Orchideen wachsen im grasigen Boden. Schlingpflanzen umschnüren die Stämme, vor allem die Wildrebe, von der unser Riesling abstammt. Die Luft zittert vom Gesang der abertausend Vögel. Dort stoßen wir bei längerem Wandern fast immer auf Rehe. Nirgendwo sonst läßt sich die hochsommerliche Rehbrunft in unserer Heimat besser beobachten. Ein zauberhaftes Erlebnis ist es, den brandroten Bock aus Wildrosen und Holunderbüschen springen zu sehen, an schwarzen Altwässern vorüber, in denen sich sein leuchtendes Haarkleid spiegelt. Der rote Milan schwebt über den Kronen der Pappeln, der Charaktervogel der Rheinebene, und jagt mit schrillem Geschrei den Falken und Habichten ihre Beute ab. Zuweilen steht ein Reiher starr wie ein Standbild an einem toten Wasserarm und schaut mit kaltem Schlangenauge in die Feuchte. Und im Herbst sammeln sich in den Wiesen rund um die Auenwälder die Störche und halten ihr Scherbengericht ab, bevor sie den Flug zum Süden antreten.

Wenn wir Hirsche antreffen wollen, müssen wir uns in den entgegengesetzten Teil des Bühler Landes begeben. Von Unterstmatt aus führen viele Pfade auf den Bettelmannskopf, auf den Hundsrücken und auf die lange Grinde. Bereits in der Rauhalde, einige Minuten hinter der Großen Tanne, befindet sich ein Hochsitz, von dem aus wir im Oktober mit ziemlicher Sicherheit der Hirschbrunft zusehen können. Ueberall auf dem Rücken der Langen Grinde, bis zum Schurmsee hinunter, entdecken wir im Heidelbeerkraut Hirschlosung. Der Wald auf dem Kamm ist zwar durch Borkenkäfer und Flechten entsetzlich verwüstet, aber das Rotwild hat sich gehalten. Wenn wir uns einige Dämmerstunden lang an dem versumpfenden Blindsee zwischen Hundsbach und Langenbach aufhalten, dann sehen wir sie aus den Wäldern treten, die Hochgeweihten und ihr Gefolge, wir sehen sie im Schlamme suhlen und hören im Herbst ihren wilden, donnernden Schrei. Ein wenig Trauer mischt sich in dies Erlebnis: Unkontrollierter Abschuß, mangelnde Hege und Auslese haben in den letzten Jahren wohl die Kapitalen dezimiert, aber manches schwache und kränkliche Stück, das sich nicht hätte vererben dürfen, übriggelassen.

Die Muflons des Murgschifferwaldes sind längst in die Pökelfässer der Bauern gewandert. Dafür aber sind die Rehe im gesamten Hornisgrindegebiet und im oberen Achertal noch verhältnismäßig zahlreich. Ich treffe sie zu jeder Jahreszeit bei Breitenbrunnen an, dann am Hochkopf und schließlich sogar auf dem Schartenberg bei Eisental und in der Nähe der Iburg. Auch der Auerhahn balzt noch — auf dem Bettelmannkopf können wir ihn im Frühjahr in den ersten Morgenstunden hören. Am Huzenbacher See und jenseits der Murg, im Hohlohmoor, meldet sich dieser prächtige Waldvogel wie einst. Verantwortungsvolle Forstbeamte schützen seine Gelege. Solcher Schutz ist notwendig, wenn unsere Reviere wieder wie früher zu den reichsten und schönsten Deutschlands zählen sollen. Das Tier gehört zum Wald — es macht ihn erst wahrhaftig lebendig. Eine Ausdehnung der deutschen Forst- und Jagdhoheit auf alle Reviere ist das Endziel der Bemühungen unserer Förster und Waldmänner.

Gerade bei uns ist eine solche geregelte Waldfürsorge besonders wichtig, denn nach dem Verlust der großen Wälder im Osten Deutschlands ist der Schwarzwald das letzte ausgedehnte Gebiet, in dem das Geheimnis und der Zauber der deutschen Forste noch wie vor Urzeiten erhalten sind. Wald und Wild müssen in die Zukunft hinübergerettet werden, wenn unsere Heimat nicht zur seelenlosen Wüste werden soll.

Wetterpropheten in der Herbstnatur

Blühende Herbstrosen künden milden Winter

Wird der Winter mild oder streng? Das ist eine immer wiederkehrende Frage! Können wir sie beantworten? Unmittelbar zwar nicht, aber es gibt außer den wissenschaftlichen, auf mathematischer Grundlage beruhenden Berechnungen zahlreiche Merkmale in der Natur, die uns Hinweise geben. Dazu gehören in erster Linie Tiere und Pflanzen.

Die Wissenschaftler schütteln nicht mit dem Kopf, wenn Bauern oder Förster von Tieren und Pflanzen berichten, die das Winterwetter voraussagen. Es steht fest, daß eine große Anzahl von ihnen wettervorhersagende Eigenschaften besitzt, nicht nur für den Zeitraum weniger Stunden oder von heute auf morgen, sondern über die bevorstehende Jahreszeit.

Auch unter unserer Tierwelt sind ähnliche Feststellungen gemacht worden, Hasen, Füchse, Hamster und Mäuse legen sich erhebliche unterirdische Vorräte und ein dickes Fell zu, wenn ein schneereicher, kalter Winter droht. Der Hermelin, das große Wiesel, bekommt seinen weißen Pelz geliefert, das kleine Wiesel nur dann, wenn es erforderlich ist und es einen kalten Winter befürchtet. Nach übereinstimmenden Beobachtungen war in den letzten drei Jahren die Vorratshaltung und Pelzbildung dieser Tiere nur unbedeutend, dagegen im Herbst 1946, vor dem abnorm strengen Winter, sehr erheblich. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, daß die Spatzen im Herbst ihre Nester zu regelrechten Burgen ausbauen, wenn sie einen rauhen Winter vorausahnen. Andere Tiere unterscheiden zwischen dem Vorwinter und dem Haupt- und Nachwinter. Wenn die Forellen noch im November laichen, ist erst Ende Januar oder Februar mit größerer Kälte zu rechnen, weil sie in dem Falle keine Befürchtungen für die Entwicklung der Brut im November/Dezember hegen. Von den zahlreichen Feldtieren, die als kluge Wetterpropheten sich bewährt haben, zeugen Sprüche wie „Sind Vögel und Dachse sehr fett, so schaff dir ein warmes Bett", und „Kommt die Feldmaus ins Dorf, so sieht sie nach Holz und Torf". Die Spinnen, die man an den äußeren Hauswänden in den Ecken findet, besonders an Fachwerkhäusern, sind sehr wetterempfindlich und erscheinen bei nahender Kälte zum Schrecken der Hausfrauen in den Zimmern.

Bauern und Gärtner kennen zahlreiche Winterpropheten in Feld und Garten und haben Erfahrungen in der Pflanzenwelt gesammelt. Da spielt die berühmte letzte Rose eine große Rolle. „Blühen sie noch spät im Garten, kann man auf einen linden Winter warten". Die Birken und Weiden sind in den Wintersprüchen aller Länder der gemäßigten Zonen bekannt, weil man mit ihnen als Wetterpropheten auffallend gute Erfahrungen gemacht hat. „Fließt im Oktober noch der Birkensaft, dann kriegt der Winter keine Kraft, ist sie aber ohne Saft, kommt bald der Winter mit voller Macht". Merkwürdig ist die große Zahl von Sprüchen, die sich mit dem Verhalten des Herbstlaubes im Zusammenhang mit dem Winter befassen. Auch sie zeigen eine auffallende internationale Uebereinstimmung. „Will das Laub nicht gern von den Bäumen fallen, so wird ein kalter Winter erschallen", lautet eine der vielen Versionen. Im Schweizer Kanton Solothurn sagt man: „Wenn's Laub im Herbst nit ade will, so will's im Frülig nit ufe", was soviel heißt, daß der Winter lange dauert und streng wird.

Wir haben die Winterwetterpropheten zusammengestellt um dem naturverbundenen Leser eine Möglichkeit zu geben, aus eigener Beobachtung Folgerungen auf den Winter zu ziehen, der auch in diesem Jahre wieder mit wirtschaftlicher Notzeit zusammenfällt. Möge die Natur es gnädig mit uns meinen. Wenn wir auch seit vier Jahren nur milde Winter haben und ein kalter Winter sozusagen fällig wäre, so wollen wir doch lieber auf ihn verzichten, denn er würde die Not ganz erheblich steigern. Aber er darf auch nicht zu mild und lasch werden, denn „Grüner Winter macht den Kirchhof fett" und „Unter dem Schnee Brot, unter dem Wasser aber Hunger".

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg